

Überlegungen zur Universität im Kapitalismus

Wir möchten unserem Vortrag drei Grundannahmen voraus stellen, die unseren normativen Horizont und den selektiven historischen Abriss der Universität prägen:

- 1) Die Universität ist Abbild der gesellschaftlichen Verhältnisse einer bestimmten historischen Situation und der daraus entstehenden Vorstellung von Bildung
- 2) Universität als Institution – von den speziellen Lehrinhalten ganz abgesehen – erzieht zur deren Reproduktion. Bildung macht also das Subjekt in der Gesellschaft zu dem was es ist.
- 3) Die Bildungserfahrung im Subjekt eröffnet aber die Möglichkeit einer Überwindung in Reflexion des Bestehenden.

Unser Gegenstand ist zwar die Universität, die jetzt eine kapitalistische ist, trotzdem hat das ja auch eine Vorgeschichte und wir hielten es für durchaus interessant und relevant, diese auch zu beleuchten. Dazu folgt nun ein historischer Abriss, der auch ein materialistischer sein will. Das heißt, die Historie findet nicht wie gern behauptet im luftleeren Raum statt, die Universität, der Bildungsbegriff war nicht einfach so irgendwie da, sondern beides ist Ausdruck der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, wenn auch nicht immer so direkt sichtbar oder immer eins zu eins abzuleiten. Bei einem so allgemeinen Vorhaben, also diesem historischen Abriss, schleichen sich auch manche Unschärfen ein: So geht es mir zwar um die Institution Universität, um Brüche und Kontinuitäten sichtbar zu machen, so werden wir aber auch den Bildungsbegriff mit der Pädagogik und der Erziehung ab und an zusammenmischen müssen. Wo das passiert, sollte es deutlich werden, ansonsten klären wir das dann vielleicht in einer Diskussion.

Die Anfänge des europäischen Bildungssystems, die natürlich erst im Nachhinein und nicht an sich Anfänge darstellen, sind im Mittelalter zu suchen. Nach 500 Jahren, in denen es zwar relativ friedlich war, aber

institutionell wenig passierte (und hier könnte man durchaus einen Zusammenhang unterstellen), werden oftmals aus Kloster- oder Domschulen erste Universitäten. Die berühmteste und erste ist dabei natürlich die Universität von Bologna, mit der man bewusst den heute noch zu besprechenden „Bologna-Prozess“ in Verbindung bringt. Das so eine Institution wächst bzw. man etwas ähnlichem ein neues Label verpasst, ist an sich nichts Besonderes, stellt bei genauerem Hinschauen aber durchaus einen epochaleren Wandel dar: Kloster- und Domschulen unterliegen dem Bildungsmonopol der Kirche - unter der Kontrolle der Geistlichen wird Wissenschaft betrieben, Wissen archiviert und werden diejenigen ausgebildet, die auch in einer recht schriftlosen Zeit alles am Laufen halten, also diejenigen, die die feudalen Kanzleien kraft ihrer Schreibfähigkeit leiteten. Diese waren dann oftmals Mönche oder wurden von Mönchen ausgebildet, was sich nun änderte: Nun konnten auch Laien unterrichtet werden und unterrichten und mehr machen, als das vorherige wiederholende Abschreiben im monotonen Klosterleben.

Möglich wurde dies aufgrund von zwei neueren Erscheinungen: Auch wenn klassische Politik für die mindestens 95% rechtlosen Bauern in mittelalterlicher Leibeigenschaft völlig egal war und sie von Papst oder Kaiser höchstens gehört hatten, hatte die Gesellschaft doch ein ausgeklügeltes Herrschaftssystem vorzuweisen. Auf der weltlichen Ebene sollte der Kaiser regieren und auf der geistlichen Ebene der Papst und in feinen, symmetrischen Pyramiden sollte das Ganze runter bis zum letzten Knecht gehen. Das erste sich verschärfende Probleme dabei war allerdings, dass die Trennung von geistlicher und weltlicher Macht nicht ganz einfach ist, wenn Gott eh hinter allem steckt. Dementsprechend gingen sich Kaiser und Papst zunehmend an die Gurgel und erlaubten die Gründung von Universitäten: Entweder um Leute jenseits der kirchlichen Hierarchie auszubilden oder um dann mit kaiserlichen Universitäten zu konkurrieren. Das zweite Probleme war, dass sowohl Kaiser als auch Papst zwar die Allmacht beanspruchten, aber in einem System personalisierter Herrschaft ganz oben standen, was für die boomenden Städte, von denen

man im 11. Jahrhundert überhaupt erst wieder reden kann, gar nicht so attraktiv war. Deshalb wurde Universitäten, die ja seit jeher städtische Institutionen sind, auch Autonomie verliehen: So unterstanden sie direkt den obersten Herren und nicht der sie umgebenden Stadt – mit Vernunft oder dem Grundgesetz hat das nicht allzu viel zu tun.

Damit einhergehend verändern sich auch die Inhalte der Bildung: Das Abschreiben von antiken Texten und die Exegese der Bibel und anderer theologischer Schriften wird an den Universitäten systematisiert und ergänzt. So gibt es das Grundstudium der „7 freien Künste“, welches von Rechnen, Rhetorik bis hin zu Astronomie tatsächlich recht grundhaft erscheint und die vier Fakultäten mit Jura, Medizin, Theologie und Philosophie, wo alles hingehörte, was nicht zu den ersten drei passte. Auch wenn wir hier plötzlich andere Fakultäten neben der Theologie haben, sollte man sich aber nicht täuschen: Gott steht schon noch über allem. So macht man bei Jura auch nicht irgendein Recht, sondern im wesentlichen das Kirchenrecht und argumentiert überall mit göttlicher Autorität. Praktisch lernt man dazu vor allem die erwähnten antiken Klassiker, mit denen man aber sich nicht auseinandersetzt – vielmehr lernt man die daraus gewonnene dogmatische Scholastik auswendig, welches zB in der aristotelischen Logik eine recht furchtbare Zurichtung ist. So weisen Form und Inhalt auf den Zweck der Bildung hin: Verschiedene Interessenten wollten – natürlich unter göttlicher Hoheit – disziplinierte, emsige Schreiber für die Kanzleien, Berater etc. - selbstverständlich adeliger Herkunft. Die Bildung verläuft dabei vergleichsweise oberflächlich: Denn den Dozenten ist es egal, ob die Studenten es glauben oder nicht, vielmehr soll es aufgesagt werden können. Das Ganze ist ein externer Prozess. Trotzdem wird erstmals anerkannt, dass Bildung eine Art eigenständiges Gebiet sein könnte. Darüber hinaus ermöglichen Kaiser und Papst damit historisch auch gleichermaßen die Entstehung von Universitäten, die gegen die Städte Autonomie erringen, aber mit ihnen wachsen.

Und dieses Wachstum kündigt die krisenhafte Entwicklung in den nächsten Jahrhunderten an: So wird das mittelalterliche Feudalsystem Stück für Stück delegitimiert. Städte wachsen und bekommen Autonomie, einzelne Fürsten wollen selbst ganz oben stehen, Papst und Kaiser verlieren im Streit ihre Autorität und in äußerst brutalen Kriegen bildet sich ein neues Weltsystem heraus - mit Weltmarkt und der Herrschaft des Schießpulvers. Das geht natürlich nicht an den Universitäten vorbei. Zum einen: Es gibt plötzlich ziemlich viele von ihnen, die auch nichts mehr mit Papst und Kaiser gemein haben. Und: Sie wollen auch etwas völlig anderes, genau wie das gesamte Bildungsideal.

Auf der institutionellen Ebene muss man feststellen, dass eine Vielzahl neuer Akteure an der Schwelle des Mittelalters hin zur frühen Neuzeit - wir befinden uns in diesem Abschnitt im 16., 17. und 18. Jahrhundert - auf die Bühne getreten ist. So gibt es nun entstehende Staaten, die von einem Fürsten regiert werden und keine Reiche, die einen König oder Kaiser ganz oben, aber unzählige Ebenen und Verästelungen der personalisierten Herrschaft drunter haben. Nein, nun kann ein Fürst oder eine Stadt auch unabhängig schalten und walten und so gönnen sich die neuen Herrscher auch gleich Universitäten. 1502 hat sich der relativ mächtige Kurfürst von Sachsen die Universität Wittenberg eingerichtet, in der größeren Gründungsphase kam 1694 die brandenburgische Universität Halle hinzu. Die Universitäten werden damit also staatliche Einrichtungen, von denen jeder eine haben möchte, die damit aber auch direkt dem Staat unterstehen und dann aus Gründen der Effizienz (einen Verwaltungsapparat gibt es bis hierhin ja noch nicht) die traditionelle Autonomie weiter genießen können.

Auf einer inhaltlichen Ebene werden sowohl die Fakultäten durcheinander geworfen, als auch Form und Inhalt, die erneut auf den Zweck hindeuten. Auch wenn man tapfer an den bekannten vier Fakultäten festhielt, konnte die philosophische Relevanz gewinnen - nun entschied nicht die

theologische über alles, sondern Philosophie, Mathematik etc. waren gefragt. Inhaltlich wurde jetzt nach etwas anderem gesucht. Nicht nach dem auswendig lernenden Schreiberling adeliger Herkunft, sondern nach einem eigenständigen Bürger, wie zB John Locke 1693 schrieb. Der berühmte Staatstheoretiker und Vater des Liberalismus führte in seiner pädagogischen Schrift „Einige Gedanken über die Erziehung“ dazu aus: „Jeder Mensch muss früher oder später einmal sich selber und seiner eigenen Leitung überlassen werden und wer ein guter, tugendhafter und tüchtiger Mann ist, muss in seinem Inneren so gemacht werden. Die Erziehung [...] muss in sein Herz eingepflanzt werden. Es müssen Gewohnheiten geworden sein, die mit den Grundlagen seiner Natur verwoben sind.“

In eine ähnliche Richtung gehen Denker wie Rousseau oder Pestalozzi ein paar Jahrzehnte später: Gott ist tot oder spielt zumindest keine Rolle mehr, weil man das, was man für gut und natürlich hält, vergöttlicht und damit behauptet: „Alles was ich will, ist göttlich.“ Darüber hinaus geht es nicht mehr um den Schreiberling, der sich mit altgriechischer Logik traktieren lassen muss, um demütig zu dienen. Vielmehr, behauptet zumindest Locke, geht es um den „eigenständigen Menschen“, der damit zwar seiner Natur folgt, dem man aber trotzdem dazu heranziehen muss. Hier wird eingestanden, dass der Mensch nicht nur so oder so geboren ist, sondern in die gewollte Richtung gebogen werden kann, wenn er denn „in seinem Inneren so gemacht wird“. Dieser eigenständige Mensch soll an den Universitäten das Rüstzeug bekommen, was er braucht um in diesem Sinne tätig zu werden. Er kriegt hier eine allseitige Bildung vermittelt, die er auch aufnehmen und nicht nur aufsagen können soll. Er soll sie flexibel einsetzen und fleißig verwenden, zB als Staatsbeamter beim Eintreiben von Steuern oder als Manufakturist beim Ausbeuten von Arbeiter*Innen. Der neue Student, der jetzt nicht nur aus dem Adel, sondern auch aus dem obersten Bürgertum stammen kann, ist in dem Sinne eigenständig, dass er eben nicht auf die Abhängigkeit vorbereitet wird, sondern auf die ökonomische Unabhängigkeit – er soll sein eigener Chef sein und seine

eigenen Interessen vertreten, um in seinem Staat Kapital anzuhäufen, womit ein ganz neues Wirtschaftsprinzip begründet wird: Statt den alten Höfen, die immer nur auf 0 rausgehen, aber nicht wachsen wollen, werden Unternehmen gegründet, die miteinander konkurrieren und sich selbstständig vergrößern. Dabei soll der Herr dieser neuen Wirtschaft aber auch die Grundbedingungen seiner Existenz sichern: So wie der Staat ihm die Bildung gegeben hat, so soll er auch etwas wiedergeben und so wird von den Bürgern Vaterlandsliebe und Steuerzahlung erwartet, sowie – ganz utilitaristisch – die „Förderung des Allgemeinwohls“.

Wissenschaft, Bildung und Universität gehen hier damit einen Schritt voraus: Die Krise des Feudalismus, die unabhängige Staaten und Universitäten nach sich zieht, drängt die Gesellschaft in Richtung Kapitalismus. Diese Veränderung läuft selbstverständlich nicht ohne Gewalt ab, auf die schon Lockes Ausführungen hindeuten: Der Bürger soll eigenständig sein, aber eben auch im Interesse der Pädagogen und der Obrigkeit gedeihen. Er ist angeblich „von seiner Natur her“ schon perfekt, aber das richtige Verhalten muss ihm trotzdem „in sein Herz eingepflanzt werden“. Die Natur steht hier für Freiheit und Selbstständigkeit, die dem Bürger versprochen wird und die er in seiner wirtschaftlichen Tätigkeit auch ausüben muss. Aber die Einpflanzung steht hier für die gewaltsame Unterwerfung unter den staatlich definierten angeblichen Gemeinnutz. Und Beides steht durchaus im Widerspruch zueinander, weshalb die Balance zwischen dem Citoyen (dem Staatsbürger) und dem Bourgeois (dem eigennützigem Unternehmer) auch immer wieder kippen kann, wie es zB im Pietismus von August Hermann Francke, der ja hier durchaus einen gewissen Ruhm besitzt, der Fall ist. In seinen franckeschen Stiftungen wurde zwar auch vermittelt, dass die lockschen Werte Selbstständigkeit, Tüchtigkeit und Tugendhaftigkeit göttlich und das Beste sind, aber es wurde den Schülern von Kleinauf eingetrichtert, dass sie für das Kollektiv (und das war meistens der Unternehmer Francke selber) zu schuften hätten, um ein moralisch gutes Leben zu führen. Der Staatsbürger wird hier zum leidenden und leitenden Arbeitstier.

Aber ganz unabhängig davon, ob die Balance sich eher im pietistisch-restriktiven oder auch im liberaleren Sinne herstellt: Die Überzeugung, dass man mit seinem Bildungsideal im Sinne der göttlichen Natur handelt, spricht für den rücksichtslosen Fanatismus der bürgerlichen Lehrer und Dozenten. Und die Einpflanzung im Sinne des Gemeinnutzes spricht für die Gewalt, die dem Menschen, der vielleicht ganz andere Interesse hat, angetan wird. Damit ist gar nicht die klassische Prügelstrafe gemeint, die es zwar an der Schule, aber wohl nicht an einer Universität gab, sondern vielmehr die Tatsache, dass die Bildung hier erstmals internalisiert werden muss. Deshalb kommt uns das, was die Pädagogen des 18. Jahrhunderts vorschlugen auch gerne modern vor: Spielerisches Lernen, Neugierde wecken ... und an der Universität: Überzeugt sein, Diskutieren, um die Wahrheit ringen. Die Personen im System müssen nicht einfach nur logische Grundannahmen auswendig lernen, sondern sollen sie fühlen, sie anerkennen und sie eigenständig entwickeln. Sie sollen nicht einfach nur eine Rolle ausüben, sondern sie selbst sein. Diese Form der Zurichtung erinnert in natürlich deutlich zivilerer Form an das, was Robert Kurz im „Schwarzbuch des Kapitalismus“ über die Art und Weise schreibt, wie die Landbevölkerung von der Industrialisierung überzeugt werden sollte: In sogenannten Arbeitshäusern mussten sich die Menschen teilweise mit völlig unsinnigen Tätigkeiten zu Tode schuften, damit sie das Arbeiten lernen konnten – und auch noch dankbar dafür waren, die Notwendigkeit also mit Freude anerkannten. Die Arbeit um ihrer selbst Willen, der Arbeitsethos wird anezogen.

Das was erst einmal auch eine Reflexion über die Inhalte ermöglicht (Fragen wie: „Was macht das mit mir?“ oder „Was halte ich eigentlich davon?“), bedingt dann aber auch die Übernahme des fremden Zweckes und das Gemessen-werden an diesem Ergebnis – die Leistungsbewertung wurde geboren und man ist nicht nur einfach Absolvent einer angesehenen Lehrinstitution, sondern muss sie auch noch gut absolvieren, um kein Versager zu sein – anders als die ewig garantierte Ständeordnung

ist die bürgerliche Welt eine flexible und darin grausame: Auch als Kind angesehener Eltern ist die eigene Leistung entscheidend, zumindest in der Theorie.

Diese kapitalistischen Ideen haben danach bekanntermaßen ihren Durchbruch und bilden zu einer Gesellschaft, die ja bis heute industrielle und privatwirtschaftliche Massenproduktion betreibt, den ideologischen Überbau. Über die unterschiedlichen Formen und Ebenen der Vergesellschaftung an der Universität könnte weiter eingegangen werden, würde hier aber den Rahmen sprengen. Deshalb sei ein Unterschied mit bedeutender historischer Konsequenz noch einmal thematisiert: Die Bürgerlichen wie Locke sprechen zur Legitimation ihrer Theorien auch davon, dass sie der Rationalität entsprechen würden, was zwei Bedeutungen hat: Zum einen meint es das rationale Vorgehen, welches an der Universität die wissenschaftliche Methodik meint. Zum anderen die vernünftige, also rationale, Ausgestaltung der Verhältnisse in denen Menschen leben, also zB der Gesellschaft. Die frühen Pädagogen, Aufklärer und – wenn man so will – Bildungspolitiker wie Wilhelm von Humboldt dachten Beides noch zusammen, auch wenn die Konsequenzen menschenverachtend waren. Sie gingen davon aus, dass es nur vernünftig war, der Unterdrückung des Feudalismus die Freiheit des Einzelnen und damit auch die ökonomische Freiheit des Kapitalisten entgegenzusetzen, was auch zu einer beispiellosen Entwicklung der menschlichen Zivilisation führte.

Je weiter allerdings die kapitalistische Vergesellschaftung um sich griff, desto stärker wurde deutlich, dass sich die technische Rationalität von der menschlichen entfremdete. So ist es kein Wunder, dass gerade im 19. und 20. Jahrhundert an den Universitäten die Widersprüche auf die Spitze getrieben wurden. Während es im technischen und naturwissenschaftlichen Bereich zu etlichen Durchbrüchen kam, gab es zB in der Geschichtswissenschaft oder auch im gesellschaftlichen Leben der Studierenden und Professoren zu einem Aufstand gegen jede menschliche Vernunft. Hier wurde die vermeintlich wissenschaftliche Begründung für

Antisemitismus (so erfand den Begriff „Antisemitismus“ der deutsche Geschichtsprofessor Heinrich von Treitschke 1878) und Rassentheorie gelegt und die anti-rationale Eskalation des Nationalsozialismus wurde von entfremdeten Studierenden begeistert gefeiert, weshalb vor den kommunalen, landes- und reichsweiten Parlamenten schon längst die deutschen Studentenschaften faschistisch waren. Diese Herrschaft der Ideologie griff dann sogar auf die technische Rationalität über und führte dazu, dass nicht sein konnte, was nicht sein durfte. Beispielhaft dafür steht die „Deutsche Physik“, die die vermeintlich jüdische Relativitätstheorie jenseits ihrer Faktizität einfach ablehnte.

Nach dem verlorenen Krieg stellten sich wenige die Frage, wieso die sich als humanistisch verkleidete Universität kein Garant gegen den Nationalsozialismus war, wieso der Status des „gebildet sein“ nichts damit zu tun hatte, ob man die Vorstellung von Rasse ablehnte oder nicht. Man bemühte sich beim Wiederaufbau der Institutionen um die Restaurierung des bürgerlichen Staates, um Erziehung zur Demokratie. Dies war und ist in Deutschland wichtig und relevant, reflektiere jedoch nicht die Entstehungsbedingungen des Nationalsozialismus. Massenkonsum, Wohlstand und Arbeit ermöglichten zwar kein freies Leben, drängten jedoch die NS-Ideologie in weiten Teilen der Bevölkerung zurück. Seinem Vortrag „Aufarbeitung der Vergangenheit“ schloss Adorno 1959 mit folgenden Worten: „Aufgearbeitet wäre die Vergangenheit erst dann, wenn die Ursachen des Vergangenen beseitigt wären. Nur weil die Ursachen fortbestehen, ward sein Bann bis heute nicht gebrochen.“

Ab den 1960er Jahren gerät der neu aufgebaute Industriekapitalismus in die Krise. Die Schwerindustrie verliert an Relevanz, die Fließbandproduktion von Massenartikel wird zunehmend automatisiert und der wohlfahrtsstaatliche Fordismus in seinen Grundsätzen erschüttert. Tausende wurden arbeitslos. Eigentlich ein Grund zur Freude, bedeutete dies jedoch für die Betroffenen im Kapitalismus den Verlust von Einkommen und Identität. Das konservative Familienmodell, des für die Produktion stehenden Mannes und die für die Reproduktion (sprich:

Sorgearbeiten) der Familie verantwortliche Mutter verlor seine ökonomische Legitimität. Zeitgleich formten sich neue soziale Bewegungen in Westdeutschland, die sich vor allem als Geist der Jugend präsentierten. Die sogenannte Studentenbewegung der 68er trat für eine Politisierung der Universität an und dynamisierte verkrustete Strukturen. Alttradierte Wertmodelle, seien es ökonomische, kulturelle oder ökologische wurden in Frage gestellt und neu verhandelt. Spannend ist nun, dass dies keineswegs in die kommunistische Gesellschaft führte – auch wenn viele mehr oder weniger terroristische K-Gruppen dies forderten – sondern einen „Neuen Geist des Kapitalismus“ hervorbrachte. Die Anti-AKW Bewegung wurde zu den Grünen und feministische Forderungen nach der Selbstbestimmung der Frau wurden zur rechtlich-geschützten Integration in den Arbeitsmarkt. Die radikale Pädagogik institutionalisierte sich in den Ausbau von Kindergärten und der Kinderladenbewegung, mit einer plötzlichen Befragung der Erziehungskompetenz der Eltern, eine Annahme, die bis dahin nicht zur Disposition stand. Ratgeberliteratur explodierte und die Spielzeugindustrie entstand. Ein Großteil der produzierenden Industrie wurde in die kapitalistische Peripherie verlegt, und die hiesige Wirtschaft auf eine sogenannte High-Tech und Wissensökonomie umstrukturiert. Bildung erlebte ein revival im Selbstverwirklichungspathos, wurde zum Versprechen und zum Zwang, durch Anstrengung und akademische Auszeichnung Wohlstand zu bekommen. Diese Idee von Bildung, die die gespaltene Gesellschaft ausblendet, wurde zum Exportschlager für die Länder des globalen Südens. Bildung, Disziplin und ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ wurden zu Standardfloskeln der selbsternannten Entwicklungshilfe, die im Fokus auf das Individuum globale Asymmetrie ausblendet, und suggeriert das Jeder und Jede es schaffen kann.

In Deutschland führt die sogenannte Bildungsexpansion zu einem Abbau von Hürden in der Hochschullandschaft, zu einem rasanten Anstieg von Studierendenzahlen und Neugründungen. Die Universität der 68er legte den Grundstein für die heutige Bologna Universität.

Die Bologna-Universität charakterisiert sich dabei wie folgt: auf einer institutionellen Ebene erleben wir eine Verschmelzung von staatlicher Institution, Schule und modernen Unternehmen. Dass das öffentliche Bildungswesen immer der Reproduktion der Gesellschaft diene und insofern im Rahmen eines ökonomischen Kalküls operierte, haben wir versucht deutlich zu machen. Neu aber ist, dass die Eigenlogik von Bildungsprozessen dem betriebswirtschaftlichen Kalkül nun unmittelbar unterstellt werden soll. Höhere Bildung in einer Cooperate Identity wird nicht nur an Dualen Studiengängen oder Fachhochschulen sichtbar, sondern an dem allgemein Anwendungsdogma der Wissenschaft sowie stetige Neugründung und Spezialisierung von Studiengängen. Universitäten werden zu Service-Agenturen auf Bildungsmärkten, in dem Studierende als KundInnen sich anhand von Rankings, Advertisement und dem eigenen Notendurchschnitt die beste Anbieterin heraussuchen. Tobias Peter diskutierte diese Entwicklung in unserer Vortragsreihe im letzten Semester an dem Begriff der Exzellenz. Exzellenz avancierte seit den 1980er Jahre zum Schlagwort der meritokratischen Legitimation von Bildungsungleichheiten. Exzellente ist man wenn man viele Drittmittel einfährt, viel publiziert, viele Studierende anwerben kann, Preise gewinnt, hoch gerankt wird umso mehr Fördermittel zu bekommen um sich so adäquat selbst verwalten zu können. Als „Sichtbarkeitsmaschine“ bezeichnete Peter diese Darstellung von Exzellenz, welche auch immer die mangelnde Leistung der Verlierer im Wettbewerb problematisiert. Universitäten von heute haben nicht mehr den ideologisch verkleideten Anspruch eines allseits gebildeten, moralisch-humanistischen Menschen zu schaffen, sondern Hochschulen sollen und wollen exzellente sein und exzellente Leute hervorbringen. Auf die Frage was „Exzellente-sein“ bedeutet, antworten seit den 1980ern eine Vielzahl an Evaluationsverfahren, Messtechniken und Quantifizierungsversuche, die sich als objektiv verkleiden, dabei einem zweckrationalen standardisierten Wissensbegriff folgen. Der Staat nimmt zwar keinen direkten Einfluss mehr auf die Unis, sondern vermittelt dies durch zentralisierte Leistungserhebungsverfahren, durch das Fördergelder und Zuschüsse reguliert werden.

Der Umbau von Hochschulen zu Service-Agenturen mit einem qualifizierten Warenangebot findet vor allem in der Modularisierung von Studiengängen seinen Niederschlag. Module fungieren gewissermaßen als Tauschobjekte bzw. käufliche (Bildungs-)Waren, die von ‚KundInnen‘ geordert werden können. Modularisierte Studiengänge entsprechen einem bestimmten Waren-Sortiment, wobei den Käufern bestimmte Wahlmöglichkeiten eingeräumt werden (z. B. wann sie einige der Module erwerben wollen). Die Flexibilität des ‚Einkaufs‘ von Modulen hält sich dabei in (von Studienordnungen) abgesteckten Grenzen. Ein System von Credit Points suggeriert, dass sich Bildungsprozesse und Wissensaneignung in abstrakte Zeiteinheiten zerlegen lassen, deren Aufwand sich in den Credit Points widerspiegeln und diese schließlich das Level von Gebildet-sein international vergleichbar machen.

Im Zuge solcher Prozesse kommt ein Wissensbegriff in Umlauf, dem zufolge Wissen wie ein Transportgut behandelt werden kann. Wissen, so die Unterstellung, sei eine konservierbare, transportable und verwertbare Ware. Man kann sie angeblich speichern, managen, ins Unermessliche steigern oder entsorgen. Schlagwörter wie ‚Halbwertszeit des Wissens‘ oder ‚Wissensexplosion‘ bleiben, so referierte Ludwig Pongratz, demgegenüber nicht nur ahnungslos und naiv, sondern erzeugen zugleich einen irritierenden Effekt: Sie legen Relevanzverlust und Bedeutungssteigerung des Wissens gleichermaßen nahe. Ob ich nichts mehr lerne, weil Übermorgen eh alles überholt ist, oder ständig lerne – das läuft im Endeffekt auf dasselbe hinaus. Die neue Lösung heißt: ‚lebenslanges Lernen‘. Lebenslanges Lernen, heißt es im entsprechenden Memorandum der EU, müsse zum „Grundprinzip“ werden, denn alle Europäer sollen „ohne Ausnahme [...] gleiche Chancen haben, um sich an die Anforderungen des sozialen und wirtschaftlichen Wandels anzupassen [...].“ (Europäische Kommission 2000, S. 3) Dass diese ausnahmslose Chance sich zum ausnahmslosen Zwang auswächst, steht auf einem anderen Blatt. Die alte Idee des ‚Aufstieg durch Bildung‘ verkehrt sich in die lebenslange Pflicht zur marktkonformen Selbstoptimierung.

Somit kommen wir zum idealen Subjekt an der unternehmerischen Universität: das unternehmerische Selbst (zu verweisen sei hier auf den Soziologen Ulrich Bröckling, der diesen Begriff prägte). Das unternehmerische Selbst ist Resultat des vollends verinnerlichten Verwertungszwanges, der nun nicht mehr durch autoritären Befehl oder objektiver Notwendigkeit vollzogen wird, sondern im Subjekt internalisiert als subjektiver Wunsch erscheint. Autonomie, Mündigkeit und Selbstreflexion werden zu Euphemismen, zu Plastikwörtern, die die authentische Emotionsmobilisierung im Beruf, das Verwiesensein auf sich selbst in Konkurrenz zu Anderen, Selbstaussbeutung und Selbstdarstellung ideologisch verdrehen. Das wissende Subjekt im 21. Jahrhundert ist nicht mehr im Humboldtschen Sinne allgemeingebildet, sondern hat Redetalent, Netzwerkskills, Anwendungswissen, ist gut drauf, kreativ und flexibel für neue Umstände, mag Yoga, Bio-Soja-Yoghurt, ist social active aber kann auch mal die Nacht durcharbeiten.

Zugegeben, im Bezug auf die Universität ist das unternehmerische Selbst und die Verlagerung der äußeren in innere Kontrolle ein Idealtyp, der sich zwar vor allem in den Sozialwissenschaften abzeichnet, aber nach wie vor nicht in allen Studiengängen etabliert ist (das zeigt unser Kampf gegen die Anwesenheitspflicht) und in Reinform wohl nirgends existiert. Jedoch ist dies eine wahrnehmbare Tendenz.

An diesem Punkt ist es nun wichtig, auf eine in unseren Augen falsche, da affirmative Bologna Kritik einzugehen. Konservative Kritik beginnt Fluchtpunkte in der Vergangenheit zu suchen und richtet sich dann wahlweise gegen den „Akademisierungswahn“ oder die „moderne Massenuniversität“. Beispiele dafür sind der Philosoph Julian Nida-Rümelin, der vor einer „Bildungsideologie“ warnt und auf den spezifisch deutschen Hintergrund verweist, dass die Mittelschicht hier von Handwerker*innen und anderen Ausgebildeten und weniger von Akademiker*innen geprägt sei. Deshalb sollten Mittelschichtseltern ihre Kinder bitte nicht so oft zur Uni schicken. Zwar ist das spezifisch Nationale für einen deutschen Sozialdemokraten wie Nida-Rümelin natürlich eine Art von Argument, aber er ignoriert dabei vollkommen, dass der Akademisierungsdruck ja vor

allem eines ist: real. Leute kriegen ohne Bachelor oder gar Master halt mal weniger Kohle und nicht wenige Jobs gar nicht. Statt diese gesellschaftlichen Strukturen zu kritisieren, sollen sich einige Kinder von Handwerker*innen nun ihrer ständischen Rolle fügen.

Die Universität Halle, und viele andere auch, setzt dagegen auf Tradition als Symbol für Standfestigkeit und Haltbarkeit. Da man auch dieses Jahr mit der Bewerbung für drei Exzellenz-Cluster bei der entsprechenden Initiative gescheitert ist, ist man stolz darauf seit 1502 zu existieren, auch wenn man dabei nur den Wittenbergerteil meint.

Zum Schluss möchten wir über unser Verständnis von Bildung sprechen. An der Universität wird man nicht dadurch gebildet, dass man möglichst adäquat modularisierte Lerninhalte wiedergeben, und dieses angesammelte Wissen nun auf ein Problemgegenstand anwenden kann, wobei der Weg der Problemdefinition bis zu dessen Lösung schon vorprogrammiert ist. Das Bildungsmoment entsteht gerade dort, in der man die eigene Widersprüchlichkeit erfährt, die daraus entsteht, dass man sich in einer institutionalisierten Lebenssituation befindet, abgeleitet aus den gesellschaftlichen Verhältnissen, und sich in der reflexiven Kritik der Unzulänglichkeit des Bestehenden ausehrhalb des Vorgegeben bewegt. Die Widersprüchlichkeit liegt eben darin, dass man zugleich drinnen und draußen ist, dass man den stummen Zwang der Verhältnisse genauso verinnerlicht hat, in dessen Bewusstwerdung jedoch über diesen Hinausweist. Hier liegt eine eigentümliche Dialektik, dass Bildung sowohl Anpassung als eben auch Überwindung ist. Dabei kann die Möglichkeit an einer Uni zu studieren hilfreich sein, durch die Tatsache, nicht per se einer Lohnarbeit nachgehen zu müssen, und die Begegnung mit Menschen, seien es Lehrende und Studierende, die diese Reflexionserfahrung, die ich Bildung nenne, ermöglichen. Die Kritik am unternehmerischen Selbst, darf nicht in Nostalgie verfallen und sich die autoritäre Bildungsinstitution wünschen, die es eh noch zu Hauf gibt, sondern es gilt die gewonnene Autonomie zu nutzen, um sich gegen eine erzwungene Autonomie zur Wehr zu setzen.

Bildung bedeutet zu erkennen, dass man in der Reproduktion der gegenwärtigen politischen Ökonomie verstrickt ist, und gleichzeitig versucht diese Erkenntnis gegen sich selbst zu verwenden. Bildung muss, das ist das Paradoxe, die eigenen Entstehungsbedingungen verneinen. Bildungskritik also heißt einen ideologischen Bildungsbegriff aufzudecken, der in der Bildung die Freiheit des Individuums in der unfreien Gesellschaft behauptet. Ziel kann es dabei nicht sein, eine bessere Universität zu reformieren, sondern eine befreite Gesellschaft einzurichten. Der Weg dahin kann jedoch von einer offenen Universität mitgestaltet werden.

Als Konsequenz bedeutet dies, für eine Öffnung der Universität zu streiten, also gegen jede Form von Studiengebühren und Numerus Clausus. Es geht uns um eine maximale Unabhängigkeit der Studierenden von Prüfungsleistungen, Anwesenheitspflicht und Regelstudienzeit. Als Fachschaftsrat versuchen wir die Selbstreflexion, Selbstermächtigung und (politische) Bildung von Studierenden finanziell und ideell zu unterstützen. Nicht gemein machen wollen wir uns mit elitärer Bologna Kritik, in der der Pöbel nicht in den Elfenbeinturm darf. Ermöglicht werden soll ein Studium das so weit wie möglich frei ist von Zwängen, ob man nun gern oder schnell fertig studiert oder seine Zeit lieber fürs feiern oder politische Auseinandersetzungen oder sonst was nutzt. Für eine offene Uni zu streiten bedeutet auch, sich mit den Beschäftigten zu solidarisieren, wenn sie für dafür streiten, ihre Interessen verfolgen zu können, egal ob es wissenschaftliche oder finanzielle sind, was ohnehin miteinander zusammenhängt. Es gilt eben eine Universität für alle so einzurichten, dass Bildungserfahrungen im oben genannten Sinne möglich werden.